

Leid ablehnen, Leid annehmen.

Predigt über Markus 8,31–33 (Erste Leidensankündigung)

Gebet

Es ist erst einige Tage her, dass ich mit meinem Kollegen zusammen saß. Vor uns eine schöne Tasse frisch gebrühter Kaffee und dazu zwei leckere Brötchen, eins mit Käse und eins mit Mett. Wir sprachen über unseren Dienst in den Gemeinden. Und dann erzählte er, dass er in einer Bibelstunde so sinngemäß gesagt hatte: „Das Bild eines zornigen Gottes ist mir fremd. Ich lesen zwar den Text, aber diese Beschreibung passt nicht zu meinem Gottesbild.“ Daraufhin Schweigen in der Runde. Spannung. Vielleicht sogar Entsetzen. Wie konnte er als Pastor in Frage stellen, was in der Heiligen Schrift stand? Und dann erklärten ihm zwei Teilnehmer, dass er nur seine Sicht ändern müssen, damit das sehr gut passt.

Tatsächlich kenne ich ganz ähnliche Situationen. Und zwar beides: Ich lese in der Bibel und stelle fest: „Das verstehe ich nicht. Das passt nicht zu meinem Gottesbild.“ Und dann auch, dass andere mir ungefragt erklären wollen, wie ich etwas richtig zu verstehen habe. Spannende Momente. Denn manchmal überzeugen mich ihre Argumente, oft aber auch nicht.

Genauso reagieren Menschen schon seit Jahrhunderten. Auch die Jünger stellten fest: „Das, was Jesus sagt, das verstehe ich nicht. Es widerspricht meinem Bild, das ich von ihm habe. Und es widerspricht der Rolle, die ich ihm zugedacht habe.“ Und dann sagen sie ihm ins Gesicht: „Jesus, das geht so nicht. Überlege doch noch mal, ob du das wirklich so gemeint hast.“

Sie sagen das mit etwas anderen Worten und doch entdecken wir genau das in unserem Predigttext heute morgen. Jesus kündigt an, dass er leiden und sterben wird. Aber das passt nicht zu dem Bild, welches die Jünger von ihm haben. Und so widersprechen sie ihm. Wollen ihn korrigieren.

Leid und Leiden und Sterben gehört nicht zu ihrem Gottesbild. Das passt nicht zusammen.

Und könnten wir sagen: Wir heute, wir wissen es besser. Denn wir wissen darum, dass er von den römischen Soldaten gefoltert und schließlich hingerichtet wird. Aber wenn wir etwas etwas länger nachdenken, dann stellen wir vielleicht fest:

Und bei uns das nicht viel anders. Auch wir können nur schlecht akzeptieren, dass Leid und Leiden zum Leben dazu gehört – dass wir es manchmal weder ändern noch umgehen können. Das passt weder zu unserer Vorstellung eines guten Gottes noch zu der Vorstellung, was ein gutes Leben ist. In unserer Vorstellung ist ein gutes Leben ein Leben ohne Leiden. Aber ist das wirklich so?

Mk 8,31-33 /NGÜ

31 Jesus sprach mit seinen Jüngern zum ersten Mal darüber, dass der Menschensohn vieles erleiden müsse und von den Ältesten, den führenden Priestern und den Schriftgelehrten verworfen werde; er werde getötet werden und drei Tage danach auferstehen.

32 Klar und offen redete er darüber. Da nahm Petrus ihn beiseite und versuchte mit aller Macht, ihn davon abzubringen. 33Aber Jesus wandte sich um, sah seine Jünger an und wies ihn scharf zurecht: »Geh weg von mir, Satan! Denn was du denkst, kommt nicht von Gott, sondern ist menschlich.«

1. Leid ablehnen

„Auch das noch!“, „Das kann doch wohl nicht wahr sein!“, „Warum ich?“ – So oder so ähnlich sagen wir, wenn wir eine Schreckensnachricht erhalten. Und die Ankündigung des Todes Jesu ist genau so eine Schreckensnachricht für die Jünger. Und dann setzt ein ganz natürlicher Mechanismus ein und sie wehren ab: „Das alles kann doch gar nicht wahr sein!“

Dass wir Leid instinktiv ablehnen hat eine Vielzahl von Gründen. Für die Jünger passt es nicht zu dem Bild, welches sie von Jesus haben. Er als der religiöse Anführer, der politische Befreier und potentieller Sieger über alle ihre Feinde, er konnte und durfte nicht scheitern. Drei Jahre lang waren sie mit ihm unterwegs gewesen. Und drei Jahre lang war ihre Bewegung gewachsen. Aus zwölf Jüngern waren tausende von getauften Menschen geworden. Sie hatten Wunder erlebt, hatten Heilungen erlebt, waren dabei als Besessene frei wurden, waren selbst Teil des Brotwunders gewesen, hatten mitangesehen wie Menschen aus dem Tod ins Leben zurückgerufen worden waren und hatten mit ihm in einem Boot gesessen als Jesus den Naturgewalten Einhalt geboten hatte. Immer nur war es bergauf gegangen. Es hatte nur diese eine Richtung gegeben. Und das sollte jetzt so mir nichts dir nichts vorbei sein? Nein, das konnte und durfte nicht sein. Und außerdem: Wenn ihr Anführer verfolgt und getötet werden würde, was passierte dann mit ihnen? Würden sie ebenfalls bedroht und verfolgt werden? Schließlich folgten sie ihm. Alles hatten sie für ihn verlassen. Hatten sie aufs falsche Pferd gesetzt? Und auch theologisch war ihnen unverständlich, wozu Leid gut sein könnte.

Ich stelle mir vor, dass die Jünger, dass Petrus so oder so ähnlich gedacht. Und ich finde: Das alles sind nachvollziehbare Gründe. Und dann gibt weitere gute Gründe Leid abzulehnen:

- Denn Leid signalisiert eine Gefährdung des Lebens. Mein Leben ist zerbrechlich.
- Leid zeigt mir an, dass ich die Kontrolle verliere. Dabei ist doch gerade das etwas, was unsere Gesellschaft von uns fordert: Kontrolle, Optimierung, Selbstverwirklichung. Leiden verhindert das.
- Und habe ich keinen Deutungshorizont, weiß ich nicht, wofür es gut ist, dann wird Leid absurd. Weiß ich dagegen, wofür ich leide, wird es sinnvoll. Ich denke da an Sportler, die ihren Körper quälen, an Wanderer, die Anstrengung auf sich nehmen und an Menschen, die sich hingebungsvoll für andere aufopfern. Sie alle wissen wofür.
- Wissen wir das nicht, dann bedroht Leid auch noch mein Gottesbild. Gott ist doch gut, oder? Wieso also sollte er zulassen, dass ich leide?
- Und schließlich: Leid konfrontiert mich mit einer eigenen Ohnmacht in Bezug auf meine Endlichkeit. Wir sind sterblich, wir sind abhängig, wir sind bedürftig. Und das alles sind keine Ideale in unserer Welt.

Fünf gute Gründe, warum es so nachvollziehbar ist, dass die Jünger nicht hören wollen, dass Jesus Leiden wird. Und Petrus legt noch eine Schippe drauf: Er versucht Jesus diese Schnapsidee auszureden. „Jesus, du bist doch nicht getrost. Jesus, du hast sie doch nicht mehr alle. Das kannst du doch nicht so meinen.“ Und vielleicht will er ihn, seinen Gott auch nur vor dem Scheitern bewahren. Für ihn soll Jesus als Sieger sein und bleiben. Sein Sienergott kennt kein Kreuz.

Was für die Jünger und Jesus gilt, das kennen wir auch von uns. Wir erhalten eine schlimme Diagnose und sagen: „Das kann doch nicht wahr sein!“ Wir bekommen eine Schreckensnachricht und sagen: „Ich kann es nicht fassen.“ Wir erleben uns als langsamer, weniger leistungsfähig, und wir fragen uns: „Bin ich das noch? - Ein Schatten meiner selbst.“ Und dann werden wütend und wissen gar nicht so genau auf wen, verdrängen es, suchen nach medizinischen Gründen für unser Alter oder brechen in Aktionismus aus.

Wie Petrus: Er will handeln. Er will korrigieren. Er will retten. Und dann kommt dieser harte Satz Jesu: „Geh weg von mir Satan! Was du denkst, das kommt nicht von Gott, sondern das sagst du aus deiner menschlichen Perspektive heraus. Dein Gott soll auf der Siegerseite sein. Ich aber bin zu den Kranken gesandt, zu den Verlorenen, zu denen, die auf der Schattenseite des Lebens zu Hause sind. Ich mache mich ihnen gleich, um ganz bei ihnen zu sein. Ich teile ihre Ohnmacht und ich leide mit ihnen. Verstehst du das nicht, Petrus? Ich bin nicht der Gott der Sieger! Ich stehe auf Seiten der Opfer.“

Aber Petrus versteht nicht, noch nicht. Und die anderen Jünger ebenfalls nicht. Sie wollen das Leid nicht und sie wollen keinen leidenden Gott. Und genau hier liegt ihr Irrtum und man kann es ihnen noch nicht einmal vorwerfen.

2. Das Unvermeidliche akzeptieren

Ab morgen früh bin ich um 5:55 Uhr für sechs Tage auf NDR Info mit der Morgenandacht zu hören. Und wer etwas länger schlafen möchte, der hat um 7:50 Uhr noch einmal die Chance, dann auf NDR Kultur.

Für diese Reihe von Morgenandachten habe ich mir Wanderweisheiten ausgesucht. Und ich frage hier: Was können wir von diesen Wanderweisheiten für unseren Glauben lernen? Eine dieser Wanderweisheiten lautet: „Embrace the suck!“. Und wenn wir jetzt nicht in einer Kirche wären, dann würde ich sie übersetzen mit: „Umarme das, was gerade beschissen läuft.“ Nun sind wir aber in einer Kirche und darum übersetze ich es lieber so: „Akzeptiere, was du nicht ändern kannst.“ Und beim Wandern bedeutet das: Dauerregen über Stunden, schlammige Wege, steile Anstiege im Nebel – all das kannst du nicht beeinflussen. Hör also auf, Energie an Dinge zu verschwenden, die du sowieso nicht ändern kannst. Die Natur ist nicht kundenorientiert. Akzeptiere das, und dein Kopf wird frei für den nächsten Schritt.

Und was beim Wandern gilt, das gilt auch im Leben und im Glauben. Denn wo ich eine Situation nicht ändern kann, ist es heilsamer sie anzunehmen und zu akzeptieren. „Embrace the suck!“ – Umarme das, was gerade beschissen läuft.

Dabei unterscheidet die Bibel durchaus. Es gibt Leid, welches sich abmildern lässt oder auch ganz beseitigen. Und wo das geht, da sollten wir das unbedingt tun. Jesus sagt das einmal so: „Das, was ihr einer meiner Schwestern und einem meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Das ist Nächstenliebe. Wir können Leid abmildern, abwenden und manchmal sogar in etwas Gutes verwandeln. Aber nicht immer. Manchmal würden wir das so gerne, aber wir können es nicht.

Kämpfen wir dann dagegen an, dann kommt zu diesem ersten Schmerz noch ein zweiter hinzu. Denn der Kampf gegen die Unvermeidlichkeit erzeugt weiteres Leid.

Ein harmloses Beispiel ist, wenn ich mir den Fuß verstauche. Das tut zunächst einmal weh. Aber es ist auch ärgerlich und schränkt mich ein. Darüber kann man sich ärgern. Je mehr ich mich jedoch ärgere, desto unzufriedener werde ich. Mein Fuß aber bleibt davon unbeeindruckt. Und schneller heilen tut er auch nicht. Der erste Schmerz ist mein verstauchter Fuß. Der zweite Schmerz mein anhaltender Ärger darüber.

Ein anderes Beispiel: Ein Mensch muss sich von einem Menschen verabschieden, den er liebt. Das ebenfalls weh, nur anders. Und auch dieser Schmerz ist unvermeidlich. Denn er gehört zur Liebe. Doch manchmal beginnt hier ein zweiter Kampf. Und der heißt: „Ich müsste stärker sein.“ Oder: „Jetzt reiß dich mal zusammen.“ Und auf einmal kämpfen wir nicht nur gegen den Verlust, sondern auch gegen unsere eigene Trauer. Wir versuchen sie wegzudrücken, uns abzulenken und schämen uns für unsere Tränen. Und dann ist es genau dieser Widerstand, der einen zusätzlichen Schmerz erzeugt: Nämlich Schuldgefühle und Erschöpfung.

Leid anzunehmen, das zu umarmen, was gerade bescheiden läuft, bedeutet das Unvermeidbare anzuerkennen. Und ich kann aufhören, meine Energie in einem sinnlosen Dauerprotest zu verschwenden.

Wenn es gut geht, dann gehe ich noch einen weiteren Schritt, dann vertraue ich mich Gott an, mit allem, was mich umtreibt. Ihm, der mich nach seinem Ebenbild geschaffen hat und mich in- und auswendig kennt. Ihm, der in meinem Leid an meiner Seite sein möchte. Ihm, der direkt in mein Herz spricht und mich trösten will.

3. Mit Leid leben lernen

Wir befinden uns in der Passionszeit, die schließlich auf den Karfreitag zuläuft. Das ist keine schöne Zeit im Kirchenjahr. Denn sie vergegenwärtigt uns das Leiden Jesu. Und sie fragt uns: Wie gehst du mit deinem Leid um?

Petrus wollte das Leid Jesu wegdrücken, es wegdiskutieren. Für ihn und die anderen Jüngerinnen und Jünger hat der Weg nur eine Richtung und die führt bergauf. Jesu Weg aber führte in die Tiefen menschlichen Daseins und die Ohnmacht hinein, um hier ganz bei uns zu sein. Er war nicht nur Sohn Gottes, sondern ebenfalls ganz Mensch. Und so führt sein Weg ans Kreuz. Unser Gott ist ein verwundbarer Gott.

Und für uns eröffnet das eine ganz neue Freiheit. Wir müssen unser Leid ebenfalls nicht wegdrücken, sondern wir können entscheiden, wie wir damit umgehen wollen. Wir können es manchmal nicht verhindern, aber wir haben die Freiheit uns dazu zu verhalten. Und es diese innere Freiheit, die mir auch mein Leid nicht nehmen kann. Ich bin nicht mein Schmerz.

Am Samstag, den 4. Dezember saß ich mit meiner Frau bei uns zu Hause auf dem Sofa. Im Fernsehen lief „Wetten dass..“. Und tatsächlich erinnere ich mich recht gut an diesen Abend. Und dann gab es eine Wette, in der ein junger Mann mit so Sprungfedern unter den Füßen über ein Auto springen wollten, welches ihm entgegen gefahren kam. Die Wette lief schief, er stürzte und die Sendung wurde vorzeitig abgebrochen. Dieser junge Mann war Samuel Koch, der seit diesem Abend querschnittsgelähmt ist.

Einige Jahre später habe ich ihn dann auf dem Kirchentag gehört und dann auch noch einmal als Redner auf einer Konferenz. Und in einem der vielen Interviews hat er sinngemäß gesagt, dass er

heute „in der Gegenwart“ lebe – weil sie „die einzige Dimension ist, in der es sich zu leben lohnt“. Anstatt in seiner Situation zu verharren oder der Vergangenheit nachzutrauern, wählt er den Fokus auf das, was gerade ist. Er entschied sich nicht aufzugeben, obwohl er seine Querschnittslähmung nicht rückgängig machen konnte.

Ich finde: Samuel Koch hätte allen Grund gehabt, im Schmerz zu bleiben. Sich zu fragen: „Warum ich?“ Oder „Was ist mein Leben jetzt noch wert?“ Stattdessen hat er seine Ausbildung als Schauspieler abgeschlossen und arbeitet heute als Schauspieler, Buchautor und Redner. Ja, der Schmerz ist da und er bleibt, aber Samuel Koch er mehr als sein Schmerz. Er ist so ein Beispiel dafür, was ich meine, wenn ich sage: „Du bist nicht dein Schmerz. Du hast die Freiheit, dich zu ihm zu verhalten.“

Vielleicht ist Samuel Koch ein besonderer Mensch. Das ist er ganz sicher. Aber am Ende des Tages ist er auch nur ein Mensch wie wir alle. Und auch die Frage, wie wir uns zu unserem eigenen Schmerz und Leid verhalten wollen, ist bei ihm und uns dieselbe.

Ein zweites Beispiel, welches mir noch näher ist. Ich erinnere mich an ein Ehepaar, welches ihre Tochter durch Suizid verloren hat. Ich kenne beide persönlich. Die Tochter war Teil einer Gemeindegruppierung aus christlichen Hardlinern. Und der Suizid war für sie wohl der einzige Ausweg, den sie noch sah, weil ihr Leben nicht bergauf führte, wie man ihr sagte, dass es sein müsse, wenn sie nur richtig glaube. Eines Tages suizidierte sie sich. An einem Ostersonntag vor etlichen Jahren war es dann dieses alt gewordene Ehepaar, welches am Sonntagmorgen zu Beginn des Gottesdienstes langsam und bedächtig die Osterkerze ganz langsam von hinten durch die Gemeinde nach vorne trug. Es kam mir so vor, als ob jeder ihrer Schritte ein sehr bewusster Schritt war. Die Kerze stellen sie dann auf dem Abendmahlstisch ab - vor dem Kreuz. Ein bewegender Moment. Ein Moment voller Schmerz, aber auch voller Licht und Hoffnung.

Liebe Gemeinde,

die Passionszeit bittet uns, uns unserem Schmerz zu stellen. Denn sie weiß: Wir sind nicht unser Schmerz. Wir können uns zu ihm verhalten. Und am Karfreitag dann wird deutlich: Gott ist genau hier. Am Kreuz. Im Schmerz. Bei uns. Und das tut so gut.

Amen.

Predigt am 01.03.2026

HF, EFG Kiel